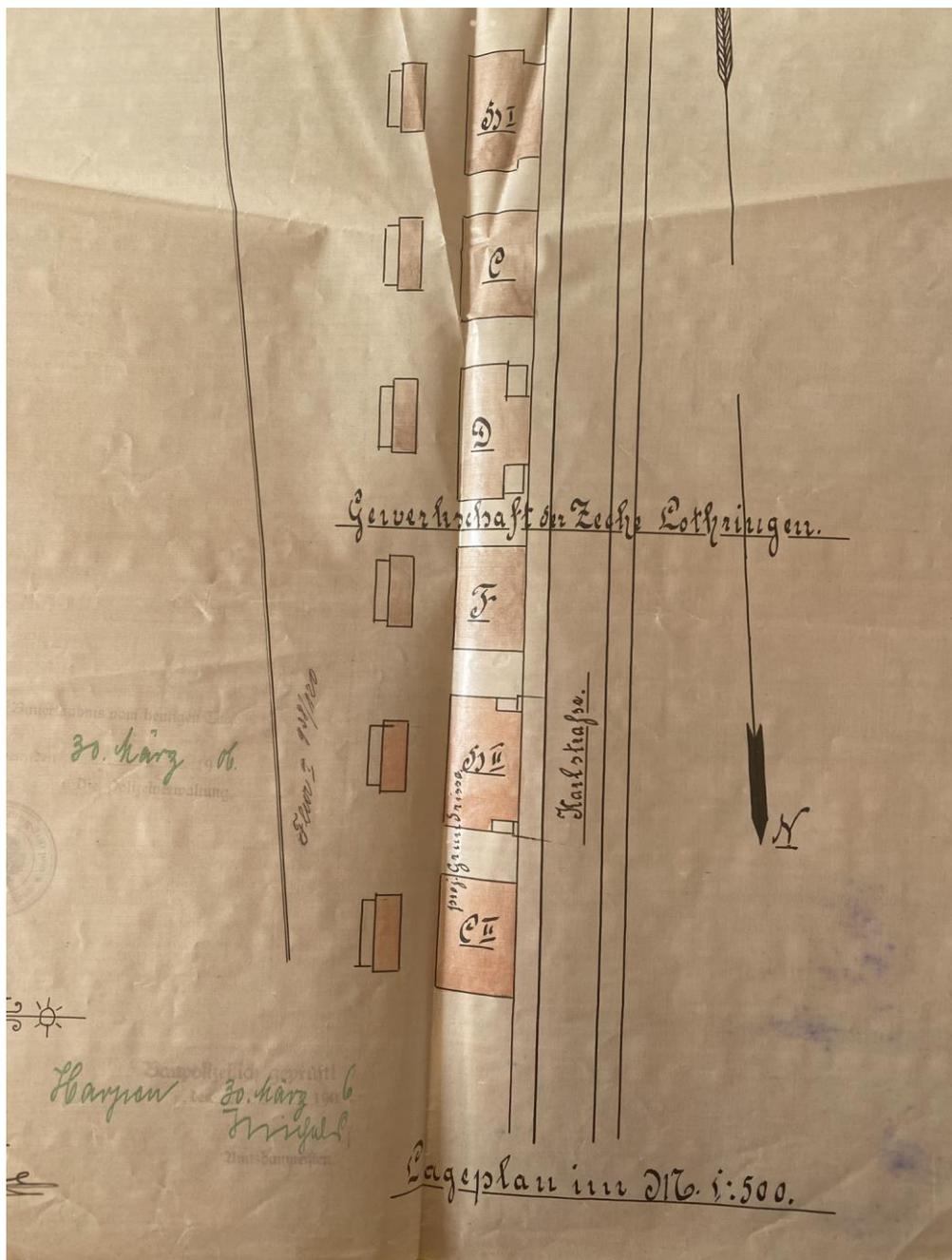


Wie war denn das Leben in einer Bergbau-Arbeiter Wohnung bis in die 1950er-Jahre hinein?
 Anhand meiner Familie möchte ich, Klaus-Dieter Gesk, das mit vielen Fotos, die mein Vater Herbert gemacht hat, in einer Bildergeschichte darstellen. (Teil 2)

Wie ich in unserer Geschichte einer Bergbau-Arbeiter-Wohnung in der Schwerinstraße bereits erzählt habe, waren diese Wohnungen mehrfach belegt und der Wohnraum für die Familien sehr begrenzt. Für uns Kinder war das aber gar nicht schlimm, denn den Hauptteil unserer Freizeit verbrachten wir draußen. Die Straße selbst war kaum befahren, nur ein Anwohner hatte ein Auto. Auf der Straße spielten meistens die größeren Jungs. Aber der beste Spielplatz waren für uns Kinder die Höfe. Sie verliefen über die gesamte Straßenlänge und waren frei zugänglich. Zwischen den Stallungen war noch ein größerer Platz, der von Alt und Jung genutzt wurde. Dort gab es auch jeweils 3 Bäume. Die Abgrenzung zum Garten waren von den Anwohnern schon zu Beginn der Siedlung individuell gestaltet worden. Viele hatten dort weitere Ställe oder Schuppen gebaut, davor die Kohlenkisten und Bänke. Also viel Platz, aber damals wenig Zeit für ein Nachbarschaftstreffen. Die Männer hatten noch die 48 Stunden Woche. Und die Frauen kümmerten sich um den Haushalt, die Kinder, die Eltern, die Haustiere, den oder die Gärten und vieles mehr.





Die Höfe waren mit Schotter und Erde befestigt, noch nicht versiegelt und wir Kinder hatten den größten Sandkasten und Spielplatz unserer Welt.





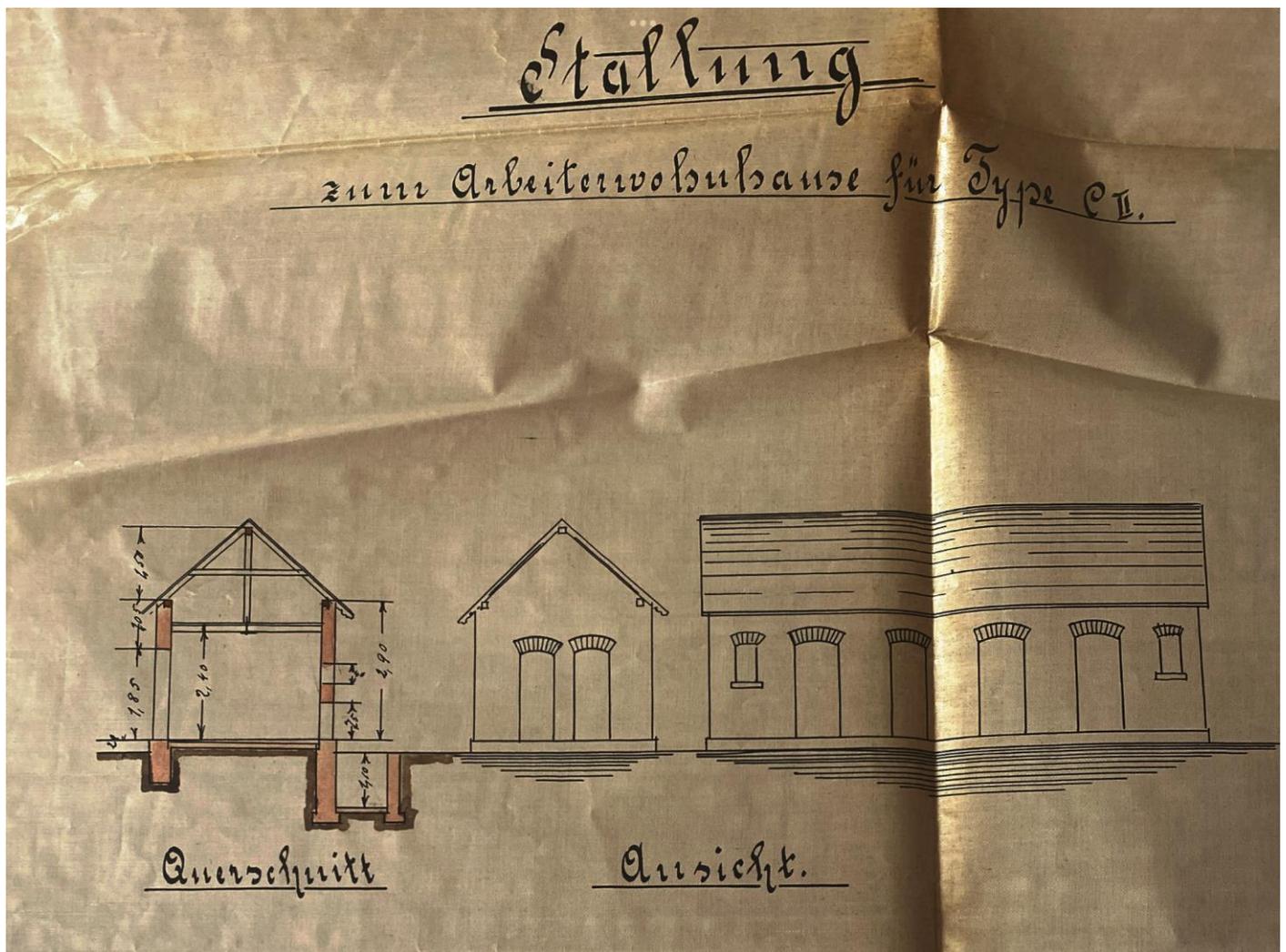
Auf diesen Fotos kann man sehr schön die Weite und Länge der Höfe erkennen.

Auf dem Winterfoto ist der Anbau des Katholischen Kindergartens an der Bethanienstraße zu sehen. Obwohl ich evangelisch war, hatten meine Eltern mich dort angemeldet. Wahrscheinlich wegen der Nähe. Dort gab es noch echte Schwestern im Nonnengewandt. So richtig akzeptiert wurde ich dort aber auch von den Kindern nicht. Was auf der Straße und den Höfen kein Problem war, wurde über die Schwestern auf meine Kindergartengruppe übertragen. Damals wurden die Kinder in Deutschland auch in den Schulen je nach Religionszugehörigkeit getrennt. Nach der Einschulung zerbrachen dadurch oft nachbarschaftliche Kinderfreundschaften.



Mein Vater hatte fast immer Frühschicht, er kam gegen 14:30 nach Hause und legte sich dann für 1-2 Stunden aufs Ohr. Nicht ins Bett oder aufs Sofa, sondern in der Wohnküche aufs Chaiselongue. Ich glaube nicht, dass das jemand richtig schreiben konnte. Aber es hörte sich schick und vornehm an, und das waren die Bergleute nun mal. Ich durfte oder musste dann nach draußen, um 18:00 gab es Abendessen, um 19:00 ging es ins Bett. Meine Mutter hat mir immer Märchen vorgelesen und ich habe nicht genug davon hören können. Dann wurde noch ein „Gute Nacht“ Lied gesungen, „Schlaf mein Kindchen schlaf, dein Vater ist ein Schaf“ oder so ähnlich. Ein Abendgebet lautete „Lieber Gott, mach mich fromm, dass ich in den Himmel komm“.

Auf den Höfen und vor dem Garten lagen auch die Stallungen mit unseren Toilettenanlagen. Für jede Haushälfte waren zwei Plumpsklos vorhanden. Sie waren gemauert und hatten einen breiten Abschluss aus Holz mit Deckel. Im Winter konnte man also nicht festfrieren. Als Toilettenpapier gab es bei uns in vier Teilen gerissene Zeitungen. Andere gingen auch mit ganzen Zeitungen aufs Klo. Was heutzutage sich vielleicht etwas ekelhaft anfühlt, war gar nicht so schlimm. Man konnte zwar die Hinterlassenschaften noch tage- und wochenlang betrachten. Der Geruch war aber, außer an warmen Sommertagen, meistens nicht so schlimm, nach Bergmannssiedlung eben. Zweimal im Jahr kamen die sogenannten „Aalwagen“? und saugten die Inhalte der Toiletten ab. Das stank dann einige Tage gewaltig. Die zwei nebeneinander liegenden Klos hatten immer eine gemeinsame Sickergrube, die hinter den Ställen noch ca. einen Meter hinausreichten. Diese waren mit Bohlen belegt und wurden dort zur Entnahme geöffnet. Meine Eltern nutzten das auch regelmäßig, um den Garten zu düngen, BIO ist also keine neue Erfindung!



In den Sommermonaten gab es durch die offenen Toiletten aber noch ein anderes Problem. Fliegen! Heutzutage kann eine einzelne Fliege in der Wohnung schon nerven. Damals waren es hunderte, wenn nicht sogar Tausende, die jeden Tag aus den Toiletten hinaus die Welt erobern wollten. Die Oberlichter der Fenster standen immer offen und die Fliegen liebten die kühleren Wohnungen, Stallungen und den Geruch der Nahrung von Mensch und Tier. Überall in der Wohnung hingen sogenannte Fliegenpilze. Diese waren wohl mit Gift getränkt. Die klebrigen Fliegenstreifen, die wie Girlanden von der Decke hingen, waren manchmal schon nach einem Tag mit zappelnden Fliegen zugedeckt. Ich hatte einen anderen Spaß mit ihnen. Obwohl eigentlich Tierfreund, blieb ich oft über eine Stunde auf dem Klo. Wenn ich hineinging, saßen hunderte Fliegen an den Wänden. Nach einer Stunde etwa, gab es dort nur rote Flecken und auf dem Boden lagen die Fliegenreste. Ich benutzte eine kleine Armbrust mit Gummisauger als Pfeilspitze, um das Fliegenproblem zu bekämpfen. Wie einst Robin Hood.



Das obere Bild zeigt einen der letzten Klo-Ställe in den 90er-Jahren.

Fast alle Bergleute hatten Nutztiere in den Ställen. Es war ein fröhliches Krähen und Schnattern überall zu hören. Kein Problem für die Bergleute, auf der Schicht war es schlimmer. Wir selbst hatten immer Hühner und Kaninchen, ab und zu einige Puten. Die Kaninchen hatten hinter dem Stall einen großen Verschlag mit sechs Käfigen. Für uns Kinder die idealen Spielgefährten. Wir zogen ihnen Puppenkleider an und ließen sie auf dem Hof rumhoppeln. Sie ließen sich sogar überm Plumpsklo abhalten. Das Halten der Hühner war aufwendiger. Sie hatten drei verschiedene Lebensräume: Einen großen Käfig als Freilauf, einen geschlossenen Stall, daran eine sogenannte Hühnerleiter als Übergang zum Schlafraum. Dieser war in den Stallungen unterhalb des Dachbodens mit genügend Freiraum für Fahrräder und Gerätschaften. Dort war der Schlafraum für die Nacht. Alle drei Wochen mussten Kaninchen und Hühnerstall ausgemistet werden. Noch mehr BIO für den Garten. Essensabfälle gab es bei uns nicht, alles für die Hühner. In den 1950er-Jahren hatten wir schon die Nachhaltigkeit, von der heute viele träumen oder meinen, sie erfunden zu haben. Als Belohnung durfte ich jeden Tag die frischen Eier aus den Nestern holen und die Legehennen mit Gips-Eier betrügen. Das gefiel meistens dem Hahn nicht, ich wurde ab und zu von ihm verhaun.



Klaus-Dieter Gesk



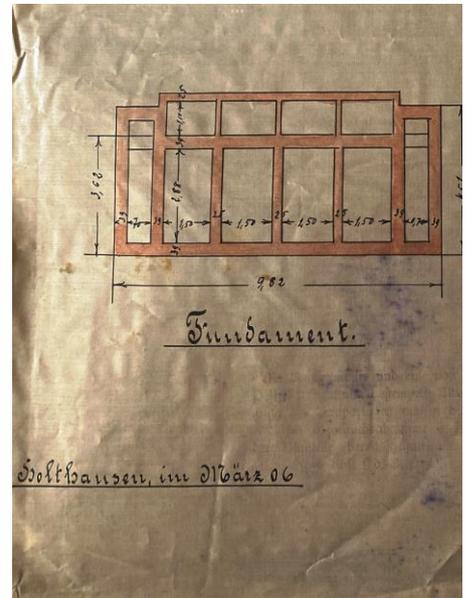
Meine Mutter war auf einem kleinen Bauernhof in Ostpreußen aufgewachsen. Da reichte bald der Garten am Haus nicht aus. Der Schrebergarten „Friedlicher Nachbar“ wurde am Ende der Straße gegründet und wir waren sofort mit dabei. Hinter den Hausgärten lag das unbebaute Postgelände an der Hegelstraße bis zur Ecke Brandenbuschstraße. Auch da hatten wir einige Streifen gepachtet. Die Mutter meines Vaters, genannt „Dicke Oma“ hatte ihr Grabeland direkt an der Brandenbuschstraße, bis später die neue Post dort gebaut wurde. Als die Mutter meiner Mutter, genannt „Dünne Oma“ zu uns kam, bekam sie auch sofort einen Streifen Grabeland. Das war möglich, weil Ende der 1950er-Jahre die sogenannten Wohlstandsjahre angebrochen waren. Viele Familien kauften lieber und scheuten den Aufwand des Selbstanbaus. Aber wir kauften noch sogenannte Mieten beim Bauern, das waren ein bis zwei Reihen Kartoffeln zum Selbstaussmachen auf dem Feld. Der Bauer lieferte die Kartoffeln dann auf den Hof zur Auslese. Und die Nachbarn halfen untereinander mit.



Wir machten noch selbst Sauerkraut. Gemüse und Obst wurden eingekocht, Obstsäfte selbst hergestellt und abgefüllt. So kamen wir gut über den Winter und Frühjahr. Wie meine Eltern und Omas das geschafft haben, kann man sich heute kaum vorstellen. Sie hatten aber einen großen Vorteil, wir hatten noch keinen Fernseher! Dieser Zeitfresser sollte erst später das Leben verändern.

Aber wir Kinder hatten genügend Gelegenheit zum Spielen. Für mich war der Abschnitt bis zum Schulbeginn gefühlt der längste Abschnitt meines Lebens.





Damals war mein größter Wunsch ein Ballonroller. Ich hatte mir von den Nachbarjungs schon mal den Holzroller ausgeliehen. Dann kam ab und zu auf der Hegelstraße ein Fahrzeug mit vielen Ballonrollern an Bord. Diese konnten für 10 Pfennig die Stunde ausgeliehen werden. Meistens durfte ich zwei Stunden mieten. Es fuhren viele Kinder auf der Hegelstraße, so wählte ich die Route zur Schwerinstraße und immer rum um den Block. Die Hegelrunde war geboren. Später auch als Wettkampfstrecke mit den Nachbarskindern.

Meine Eltern fragten mich kurz vor dem fünften Geburtstag, was ich lieber haben möchte, ein Geschwisterchen oder einen Roller. Natürlich wollte ich den Roller haben. Ich bekam beides. Mit dem Brüderchen konnte ich am Anfang nicht viel anfangen. Der Roller aber war mein Mittel für Ausflüge in das immer größer werdende Umfeld.

Nur am Sonntag hatte mein Vater arbeitsfrei. Aber so weit vom Wetter her möglich, wurde daraus ein Wandertag. Weitere Touren begannen schon nach dem Frühstück, kleinere nach den Egerländern im Deutschlandfunk. Auch ich hatte Spaß daran, fast alles erlebten wir zu Fuß, manchmal nutzten wir aber auch Bus und Straßenbahn. Eine beliebte Tour war zu Tante Rosa nach Horsthausen an den Rhein-Herne Kanal. Dieser war noch ursprünglich ohne Spundwände mit kleinen Inseln am Rand. Diese Strecke über Sodingen konnte ich mir gut merken. Und so lud ich mir eines Tages meinen ein Jahr jüngeren Freund auf den Roller und fuhr los. Hin kein Problem, immer bergunter, nur hinterm Sodinger Markt ging es etwas bergauf. Keine Stunde und wir waren am Kanal. Zurück bergauf war es schon ein Problem mit dem zusätzlichen Fahrgast. Da dauerte es zwei Stunden bis nach Hause. Aber mehrmals hatten wir Glück, unsere Eltern waren beschäftigt und hatten nichts bemerkt. Leider wurden wir eines Tages von den Nachbarsmädchen verpetzt. Da gab es Haue und ein Fahrverbot. Fortan durfte ich meinen Freund nicht mehr mitnehmen. Dafür bekam er seinen eigenen Roller. Und wir wurden noch mobiler.

